In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

Roman von Ernst Klein

1. Kapitel.

Mitten auf dem Platz steht das Rathaus.

Der Platz ist viereckig und übergroß; so, wie eben die Plätze in alten Städten sind. Dafür sind die Häuser, die ihn umsäumen, um so kleiner; biedere Großvaterhäuser mit schön verschnörkeltem Portal oder behaglich vorgreifendem Erker. Die ältesten und feinsten Geschäfte sind auf dem Platz: die Apotheke, der Buchhändler, der Zuckerbäcker, der Fleischselcher und das Modehaus von Siegmund Bachsteiner. In der Auslage des Buchhändlers ist der geistige Bedarf der Stadt ausgestellt; dazu Briefpapier, Schnittmuster und Traumbücher.

Ferner befindet sich auf dem Platz, zwischen dem Fleischergewölbe und der Apotheke, die Bar — eine richtige Bar, die „Rokokobar". Auf nichts sind die Heiligenburger so stolz wie auf ihre Bar. Sie verkörpert Nachtleben und Weltstadtbetrieb. Im alten Oesterreich hatte Heiligenburg keine Bar; erst die Republik schenkte ihm diesen kulturellen Fortschritt. Am Abend spielt dort eine richtige Jazzband: die „Waldviertelboys". Wenn ein Tango erklingt, werden die roten Lichter aufgedreht, die die dazugehörige schwüle Stimmung erzeugen sollen.

Mitten auf dem Platz steht das Rathaus. Es steht dort in seiner verwinkelten Ansehnlichkeit seit mindestens vier Jahrhunderten, hat einen schönen, stilreinen Treppengiebel und einen schlanken Turm, auf dessen Haube sich heute noch als Windfahne der kaiserliche Doppeladler dreht. Vor dem Tor erhebt sich das Bronzestandbild des Kaisers Franz Josef. Nicht besonders künstlerisch und nicht besonders majestätisch — aber ringsum hat man seinerzeit einen Rasen mit ein paar Blumenbeeten angelegt und zwei Bänke aufgestellt, so daß sich das Ganze freundlich bescheiden ausnimmt und zu beschaulicher Rast einlädt.

Hier ist Abgangs- und Ankunftsstation der Wiener Postautos sowie der Anschlußbusse nach den anderen Orten des Bezirks. Um sechs Uhr nachmittags füllt sich der alte Platz mit Lärm modernen Weltverkehrs. Motoren fauchen, Hupen kreischen. Ueber das holprige Pflaster rattern die schweren, sechsrädrigen Autos, und der Kaiser Franz Josef sieht sich von seinem Postament aus das Getümmel an, das da neuerdings nach Heiligenburg hereinströmt.

Niederösterreichische Kleinstadt? Provinz? Die gute alte Zeit, die in Hemdsärmeln zum Fenster herausschaut —?

Warum mit der unberechtigten Ueberlegenheit des Weltstadtsnobs über das liebliche Nest die Achseln zucken? Weil es die Zeitungen drei Stunden später in die Hand bekommt als die Hauptstadt? Spielt das schon eine Rolle, daß in Heiligenburg die Welt um drei Stunden später dran ist? Uebrigens nicht einmal wahr! Heiligenburg hat sein Radio: Heiligenburg hört sich die Wiener Oper an; Heiligenburg schaltet Berlin ein und erbaut sich an einer Notverordnungsrede; Heiligenburg stellt auf London um und genießt die Künste der Savoyband.

Seine Menschen sind die gleichen wie überall. Sie haben dieselben Triebe und Bedürfnisse und Leidenschaften wie dort draußen. Auch unter ihnen gibt es solche, deren Schicksal den Rahmen der engen Umwelt sprengt. Nur wirken derlei Geschehnisse explosiver als in der Großstadt, die sich keine Zeit nimmt, um an den Erlebnissen des einzelnen haltzumachen. In Heiligenburg und seinesgleichen ist alles stiller, beschaulicher, und wenn hier außergewöhnliche Ereignisse vor sich gehen, so verbreitet sich ihr Echo weiter und schneller als in größeren Orten, deren Atmosphäre mit Lärm, Hast und Nervosität geladen ist. Diese psychologischen Schallhemmungen sind in Heiligenburg ausgeschaltet.

Und nun ereigneten sich in dieser kleinen Stadt gleich zwei Tragödien auf einmal. Sie hatten ursprünglich gar keinen Zusammenhang; aber der Raum, der sie umgab, war so eng, daß sie in ihrer späteren Entwicklung ineinandergepreßt wurden und ein einziges großes Menschenschicksal bildeten. Der Kosmos, in dessen Mittelpunkt das ehrwürdige Heiligenburger Rathaus stand, wurde in seinen Grundfesten erschüttert.

2. Kapitel.

Die erste der beiden Tragödien spielte sich um vier Uhr nachmittags im Park des Schlosses ab. Hier überraschte Baron Atterstein seinen Verwalter Karl Ritter, als dieser die Baronin in die Arme zu ziehen versuchte. Atterstein, ein Mann Ende der Fünfzig, hatte in der Hand einen geladenen Revolver, von dem er in besinnungsloser Wut verderblichen Gebrauch machte. Er feuerte drei Schüsse ab, deren erster den jungen Verwalter in den Kopf traf, während die beiden anderen Irma Atterstein schwer verletzten.

Die Dienerschaft stürzte herbei, und Nikodemus Atterstein zog sich in sein Schlafzimmer zurück, wo er sich einschloß, bis der Gendarmerieoberleutnant erschien und ihn verhaftete. Der Kammerdiener telephonierte in das Spital, und der Chefarzt Dr. Martin Wagenmeister sprang in das Krankenauto, um selbst die Opfer der unseligen Tragödie abzuholen. Als der Wagen, mit seinen undurchsichtigen Milchscheiben, für die Heiligenburger von jeher ein Gegenstand gruseliger Bewunderung, über den Marktplatz fuhr, hielt die Stadt den

Atem an. Fünf Minuten später wußte sie, was geschehen war.

Dr. Martin Wagenmeister warf einen Blick auf den Verwalter und erkannte, daß er ihm wohl kaum noch helfen könnte. Aber er besaß einen Optimismus, dessen Ausmaß dem Volumen der Stimme entsprach, mit der er ihn stets bekundete. „Vielleicht geht's doch?" sagte er durch die Zähne hindurch und legte Hand mit an, um den Bewußtlosen auf die Tragbahre zu betten.

Dann die Baronin . . . Sie war jung. Keine fünfundzwanzig Jahre. Weniger hübsch, als rassig und pikant. Schwarzes Haar, dunkelbraune Augen . . . Der Arzt hatte ihr immer nachgestiert, wenn sie in ihrem eleganten Auto, die rote Baskenmütze keck auf dem Kopf, in verbotenem Tempo durch die Stadt raste. Sie paßte nicht zu Heiligenburg, und Heiligenburg paßte nicht zu ihr. Sie paßte nicht einmal auf dieses alte, muffige Schloß der Attensteiner.

Jetzt lag sie mit weißem Gesicht da und starrte mit schreckerfüllten Augen auf den großen, vierschrötigen Mann im weißen Aerztekittel, der sich über sie beugte. Dieses derbknochige, braune Gesicht kam ihr nicht unbekannt vor. Irgendwo, irgendwann hatte sie es schon gesehen. Diese klaren blauen Augen unter den dicken Brauen —? Sie erinnerte sich: der Chefarzt aus dem Spital.

Sie war bei vollem Bewußtsein, während er an ihr arbeitete, die Wunden reinigte und Notverbände anlegte. Ganz deutlich spürte sie seine großen Hände an ihrem Körper. Es waren überraschend wohltuende Hände, und sie schloß die Augen, um sich in das beruhigende Gefühl dieser Berührungen sinken zu lassen.

„Das ist nichts," sagte der Arzt mit einer Stimme, in deren Wärme man sich wie in eine schützende Decke wickeln konnte. „Werden wir schon schaffen . . . Nur keine Angst, Frau Baronin!"

Sie wollte ihm versichern, daß sie keine Angst hätte; aber der Schreck saß ihr in der Kehle und ließ keinen Laut heraus. Sie hob den Blick und schaute mit stummer Bitte in diese blauen Augen hinauf, die auf sie gerichtet waren. Sie zog Mut und Hoffnung aus ihnen

„Die Wunde unterm Arm ist ein Streifschuß," versicherte Dr. Wagenmeister. „Da picken wir ein Pflaster drauf — fertig! Na, und die Geschichte in der Hüfte? Auch ein Kinderspiel . . . Aber schön ruhig sein und sich nicht fürchten!"

„Ich — fürchte mich nicht!" brachte sie mit kleiner, dünner Stimme heraus. Und als sie in das Auto gebettet worden war, tastete sie nach der großen Hand Wagenmeisters. „Es ist alles so furchtbar — —" fing sie an

„Nix reden!"

Sie gehorchte, wie ein kleines Kind, und hielt während des ganzen Weges zum Spital seine Hand. Als man dort anlangte, wurde sie in die hohe, helle Halle getragen, und Menschen sammelten sich um ihre Bahre.

„In den ersten Stock hinauf — in das Gartenzimmer!" hörte sie den Chefarzt sagen. Eine Nonne erschien neben ihr; unter breiter weißer Haube blickte ein gutes, kluges Frauengesicht zu ihr herab. Sie wollte nach Dr. Wagenmeister fragen — warum blieb er nicht bei ihr? Doch da fühlte sie sich schon aufgehoben. Ein Aufzug glitt in die Höhe; neben ihr immer das gute, kluge Gesicht der Nonne.

Wagenmeister stand inzwischen in der Röntgenkammer und besah sich die Wunde des Verwalters, den man bereits vor der Baronin ins Spital gebracht hatte.

„Es hat wohl keinen Zweck?" meinte sein erster Assistenzarzt.

„Versuchen müssen wir's auf jeden Fall!" Wagenmeister wußte selbst, wie gering die Aussichten schienen: ein Leben war im Erlöschen. Aber er war nun einmal so. „Draufgehen muß er so oder so!" sagte er und ließ alles zur Operation fertigmachen.

Er vollbrachte dann an dem armen, in Fetzen geschossenen Schädel ein wahres Zauberkunststück, und die Assistenzärzte, an seine Kühnheiten gewöhnt, standen dabei und trauten ihren Augen nicht. „Wenn er bis zum Morgen durchhält —?" brummte er, als er die Gummihandschuhe abstreifte.

Die Wunde Irma Attersteins hingegen war schwer, aber nicht bösartig. „Ein Kinderspiel," hatte Doktor Wagenmeister gesagt. Eine Stunde, nachdem sie in den Operationssaal gebracht worden war, lag sie wieder in dem freundlichen Zimmer, in dessen Fenster die Bäume des Spitalgartens hereinschauten. Sie atmete hart und ungleichmäßig im Schlaf der Narkose, und bei jedem Atemzug zitterten die schwarzen, langen Augenwimpern.

Martin Wagenmeister stand neben dem Bett, den borstigen Schnurrbart zwischen den Zähnen; er hatte die Hände in die Hüften gestemmt und schaute stumm auf das blutleere, schmale Gesichtchen herunter, in das Todesentsetzen seine scharfen Linien gerissen hatte. Gedanken gingen ihm im Kopf herum, wie er sie sonst bei seinen „Fällen" nicht kannte. Im Schloß hatte die Dienerschaft allerlei zusammengestottert: Der Baron habe sie mit dem Verwalter überrascht — oder so ähnlich . . . Der Attersteiner trank — das wußte das ganze Waldviertel. Der Verwalter, ein hübscher, immer lustiger Kerl . . . Wagenmeister schüttelte den Kopf: Den krieg ich nicht durch!

Aber die Frau da? Gefühle, die viel tiefer aus dem Menschlichen kamen, als die übliche berufliche Sorge, erfüllten ihn. Die rote Kappe! Und jetzt . . . wenn sie mir nur kein Fieber kriegt? Die Nerven —!

Wagenmeister fühlte den Blick der Nonne auf sich. Er wendete sich hastig vom Bett ab und ging mit einer Lautlosigkeit, die bei diesem großen, schweren Menschen überraschte, auf den Zehenspitzen zur Tür. „In der steckt noch allerlei," sagte er. „Wenn sie aufwacht, rufen Sie mich!"

In seinem Zimmer läutete er seine Schwester an. „Du, Christel, ich muß heute im Spital bleiben! Da ist ein Unglück geschehen . . ."

Christine wußte schon alles. „Wie ist's, Martin? Die Leute sagen, sie sei auch tot?"

„Gar keine Spur! Aber der arme Teufel, der Ritter —! Ich hab' getan, was ich konnte; doch ich glaub' nicht, daß er die Nacht überlebt. Auf jeden Fall muß ich dableiben."

„Dann siehst du ja den Vater nicht? Der fährt doch morgen nach Wien."

„Richtig . . . Na, ich laß' ihn schön grüßen!" —

Diese Reise nach Wien war das Ereignis, das die zweite der beiden Tragödien offenbarte, durch die der Kosmos, in dessen Mittelpunkt das ehrwürdige Heiligenburger Rathaus stand, in seinen Grundfesten erschüttert wurde.

3. Kapitel.

Während sein Sohn die Baronin operierte, saß der Kassendirektor Karl Wagenmeister in seiner Kanzlei an seinem Schreibtisch, hatte ein Blatt Papier vor sich und schrieb darauf Zahlen, die er immer wieder zusammenaddierte, wie wenn er hoffte, daß sich bei jeder neuen Rechnung eine kleinere Endziffer ergäbe. Aber die Ziffer blieb dieselbe: 87 758. Direktor Wagenmeister war ein guter Rechner; er verrechnete sich nie. Diese unbarmherzige Ziffer kannte er überdies seit Tagen und Wochen. Dennoch saß er jetzt in der leeren Kanzlei und rechnete sie sich immer wieder zusammen.

(Fortsetzung folgt)

Glücklich verunglückt

Von Geno Ohlischlaeger

Wir sprachen von Glück im Unglück, von seltsamen Fällen, in denen ein Unglücksfall noch gut abgelaufen war oder sogar Glück zur Folge gehabt hatte.

„Da fällt mir ein Erlebnis ein, das zum Thema paßt!“ sagte Dr. Ries. „Es liegt einige Jahre zurück. Ich lebte damals in München.

Eines Nachmittags nahm ich mir am Odeon-Platz eine Taxe, um zum Ungerer Bad in Schwabing zu fahren, dem schönsten und natürlichsten Sonnenbad Münchens.

Wir fuhren in nicht übermäßigem Tempo die Ludwigstraße hinunter, durch das Siegestor in die Leopoldstraße. Da, als wir kurz vor der Hildegardstraße waren, lief uns plötzlich hinter einem Möbelwagen, der am Bürgersteigrand parkte, eine Dame vor den Wagen.

Die Bremsen kreischen, die Taxe bäumt sich hoch, fliegt zur Seite und hält mit einem Ruck. Als wir aus dem Wagen springen, liegt die Dame vor dem rechten Vorderrad auf der Straße. Sie ist kreidebleich, ihre Lippen zittern so, daß sie kein Wort hervorbringen kann, dann bringt ihr ein Tränensturzbach Erlösung aus der nervösen Spannung.

Sie weist auf ihren Fuß, und wir stellen fest, daß das Rad sie gestreift haben muß. Schwer scheint die Verletzung nicht zu sein, aber sie verzieht das Gesicht doch unter starkem Schmerz, als sie versucht, aufzutreten.

Passanten sind zusammengelaufen. Ein Schupo ist zur Stelle, nimmt schnell die Personalien auf, und ich kann als Zeuge noch angeben, daß den Fahrer, der vorschriftsmäßig langsam fuhr und vor der Straßenkreuzung gehupt hatte, kein Verschulden trifft. Nachdem der Amtspflicht zur Aufstellung des Protokolls genügt ist, müssen wir uns der Verletzten annehmen. Sie gibt ihre Adresse an, es ist in der Nähe in der Hohenstaufenstraße, und wir fahren hin.

Nun hat sie sich schon etwas beruhigt; der Schrecken war wahrscheinlich schlimmer als die Verletzung. Als wir vor ihrer Wohnung halten, gibt es natürlich Aufsehen. Die Hausleute laufen zusammen, als sie auf meinen Arm gestützt ins Haus humpelt. Der Fahrstuhl geht zum Glück. Der Taxichauffeur braucht sich nicht weiter zu bemühen. Die Dame dankt ihm noch für seine Hilfe; sie weiß, daß ihre Unvorsichtigkeit die Schuld an dem Unfall hat.

Oben ist die Verwirrung noch größer. Die Nachbarn sind schon alarmiert und benehmen sich, als sei ihnen etwas zugestoßen. Das Dienstmädchen verliert den Kopf, als die Dame die Wohnung betritt, und heult, statt zu helfen.

Es ist ein sonderbares Gefühl, so plötzlich in eine fremde Wohnung einzudringen; aber dadurch, daß meine Hilfe hier erforderlich war, überwand ich gleich das Gefühl der Fremdheit, und ich fühlte mich wie ein Arzt, als ich dann die nötigen Anordnungen traf:

„Besorgen Sie essigsaure Tonerde und eine Schüssel mit Wasser. Ein Handtuch brauchen wir auch; wir müssen einen Umschlag machen. Und dann rufen Sie den Hausarzt an; sagen Sie, die gnädige Frau hat eine Verletzung am Fuß durch einen Autounfall; er möchte gleich mal herkommen!“ Das Mädchen nimmt sich zusammen und erledigt alles.

Inzwischen hat die Dame ihren Mantel abgelegt und sich auf das Bett im Schlafzimmer gestreckt. Das Abstreifen des Schuhes schmerzt ein wenig; als sie den Strumpf ausgezogen hat, sieht man zum Glück, daß äußerlich alles heil ist; sie kann auch die Zehen alle bewegen und scheint mit einer Schwellung davongekommen zu sein. Da wird der Umschlag das richtige sein.

Jetzt kommt das erste Lächeln aus ihren Augen, und nun erst nehme ich mir Zeit, sie näher zu betrachten. Sie ist eine hübsche Blondine, groß und schlank, wohl Mitte der Dreißig. Eine reizvolle Frau.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Zeit geopfert haben!“ sagt sie.

„Aber das ist doch schon ganz selbstverständlich! Ich saß ja in der Taxe, die . . .“

„Ich war so in Gedanken, daß ich gar nicht auf den Verkehr aufpaßte, als ich hinübergehen wollte. Und doch verstehe ich es nicht!“

„Weil der Möbelwagen dastand, wahrscheinlich!“

„Ein Möbelwagen? Ich erinnere mich an nichts mehr.“

Das Mädchen kam und bestellte, daß der Doktor in einer Viertelstunde da sein würde. Dann ließ es uns wieder allein.

„Lassen Sie sich jetzt nicht länger aufhalten; Sie hatten es doch sicher eilig, da Sie in einer Taxe fuhren,“ sagte die schöne Frau.

„Wenn ich Ihnen noch Gesellschaft leisten darf, bis der Arzt kommt, würde es mich sehr freuen!“ antwortete ich. „Kann ich noch irgendetwas für Sie tun?“

„Wenn Sie noch bleiben wollen, hätte ich eine große Bitte. Möchten Sie — meinen Mann anrufen?“

Natürlich, dachte ich, sie ist doch verheiratet; daß ich an diesen Anruf noch gar nicht gedacht habe!

„Sehr gern! Ich werde es ihm so sagen, daß er sich erst gar nicht aufregt!“

„Ja — nein . . .“

Sie sann verlegen vor sich hin. Ich stutzte.

„Sie können sich auf mich verlassen,“ sagte ich. „Oder . . .“

„Wenn ich nicht Vertrauen zu Ihnen hätte, würde ich Ihnen dies nicht sagen,“ meinte sie nachdenklich. „Mein Mann . . . vernachlässigt mich in letzter Zeit sehr. Vielleicht . . . wenn Sie ihm sagten . . .“

Ich hatte verstanden.

„Er soll sich ein bißchen um Sie ängstigen!“ antwortete ich. „Ich begreife alles. Und ich rufe ihn gleich an: Sie haben das Bewußtsein bisher noch nicht wiedererlangt!“

Ich habe sonst nichts für Lügen übrig. Aber diesmal machte es mir direkt Freude, diesen Mann ein wenig auf die Folter zu spannen und den Unfall zu übertreiben.

*

Er war sehr aufgeregt am Telephon und versprach, gleich aus seinem Büro, das außerhalb Münchens gelegen war, heimzukommen.

Ich erzählte ihr die Wirkung meiner Worte.

„Er kommt? Er kommt bald?“ fragte sie strahlend, und die Freude gab ihren Nerven die Ruhe, ein wenig einzuschlafen.

Es dauerte nicht lange, da erschien ihr Mann. Er war bleich und sah wirklich beunruhigt aus, so daß ich mein Spiel nicht weiter durchzuführen brauchte. Die Angst war anscheinend seiner Liebe sehr heilsam gewesen; man liebt ja das wieder recht, was man zu verlieren fürchtet, weil man sich dann oft erst der Tiefe seiner Gefühle bewußt wird. Daher sagte ich ihm gleich, als er ins Zimmer stürzte, daß die Ohnmacht

vorbei sei und seine Frau jetzt in einem erquickenden Schlaf liege.

Da erwachte sie. Er begrüßte sie liebevoll und war zärtlich um sie besorgt.

Dankbar nickte sie mir verstohlen zu, und ich entfernte mich in der schönen Ueberzeugung, daß man diesmal von einem Unglück sprechen konnte, das zum Glück geführt hatte.“

Der Abend vor der Hochzeit

Von Borisav Stankovic

Eine serbische Hochzeitsfeier, ein Fest voll Ausgelassenheit und Lebensfreude, steht im Mittelpunkt des eben erscheinenden Romans „Hadschi Gayka verheiratet ihr Mädchen“ von Borisav Stankovic, dem wir das folgende Kapitel mit Erlaubnis des Verlags Albert Langen/Georg Müller, München, entnehmen

Als man endlich Musik hörte, setzte sich das ganze Haus in Bewegung. Alle liefen zum Tor mit dem Aufschrei: „Das sind sie! Die Musikanten kommen!“

Wirklich näherte sich die Musik. Man hörte sogar die Kinnketten der Tänzer klirren und das Geschrei der Kinder, die vor ihnen hersprangen. Je mehr die Musik sich näherte, desto lauter wurden auf dem Hof die Zurufe: „Ah, Großmutter, Großmutter!“ Das bezog sich auf Theodora, die vor Freude so aufgeregt und außer sich war, daß sie nicht wußte, was sie anfangen sollte. Denn nun mußte sie, wie jede Mutter, die das Fest erlebt, den Reigen anführen.

Endlich erschienen die Musikanten. Sie verbeugten sich vor Theodora und blieben geschlossen an der Wand neben dem Tore stehen. Die türkischen Tänzer nahmen die Kinnketten ab und stellten sich neben die Musikanten in Positur. Die Kochfrau kam schnell auf Theodora zu und verbeugte sich: „Viel Glück, Großmutter!“ und reichte ihr ein Sieb voll Zucker, gerösteten Kichererbsen und andern Süßigkeiten, die sie beim Tanzen mit der einen Hand um sich streuen mußte, damit die Ehe ihres Kindes voller Süße und Ueberfluß sei.

Nun setzten die Musikanten ein. Theodora fing zu tanzen an . . . Aber es war vor Freude, es war vor Verwirrung, weil alle auf sie schauten — sie wurde verlegen und machte Fehler. Schnell sprangen andere auf sie zu und stellten sich lachend neben sie in den Reigen und machten die Fehler wieder gut. Theodora nahm sich zusammen, sie begann zu tanzen, den Reigen im Halbkreis zu führen, wobei sie mit der freien Hand aus dem Sieb Zucker und Kichererbsen um sich warf, in den weiten Hof, ins Haus hinein, ja über das Haus hinüber . . . Die Dunkelheit verdichtete sich immer mehr. Die Laternen leuchteten stärker. Immer weiter ging der Reigen, er begann das ganze Haus zu füllen, es zu umkreisen. Auf den Mauern der Nachbarhäuser saß junges Volk, besonders Mädchen, um sich Sofkas Hochzeit anzusehen. Der Eingang am Tor war schon besetzt von fremden, jungen Leuten, die herbeigeströmt waren und sich nun zum Reigentanz aufstellten . . .

Alles blickte zu Sofka hinauf. Es schien ihr jedoch, als gälten die Blicke nicht ihr allein, sondern auch den hinter ihr auf dem Altan aufgestellten Gaben, die sie morgen dem Bräutigam als Aussteuer mitbringen würde; seidene Steppdecken, Matratzen und Kissen. Ihr war, als blickten alle besonders nach der rotseidenen breiten Steppdecke für das Ehebett, und sie kam sich ganz nackt vor. Aber sie überwand dieses Gefühl und nahm sich zusammen. Die fremden Leute da auf den Mauern und am Tor durften sie nicht so einsam sehen und daraus schließen, wie schwer es ihr ums Herz war, und sie bedauern. Schnell warf sie das Kopftuch ab und ging hinunter. Laut, wie zum Trotz, hörte man sie sagen: „Kommt, wir wollen tanzen!“

„Die Braut, die Braut will tanzen!“ Alle, besonders die Tanten, drängten sich um sie. Gewiß waren sie glücklich, daß Sofka sich vor den Leuten so tapfer hielt und selbst tanzen wollte, so daß man sie nicht wie andere Bräute erst aus Ecken und Winkeln herausholen mußte.

Die Musik setzte ein. Die Tänzer begannen, gleichsam Sofka zu Ehren, sie zum Tanzen zu begleiten. Und sie ließ ihren Blick unter den Wimpern im Kreise schweifen. Mit zusammengepreßten Lippen fing sie an, den Reigen zu führen. Sie wußte, daß man sie jetzt am frechsten anstarren und jede Bewegung ihres Körpers unter den Kleidern mit dem morgigen Tag, dem Gatten, der Brautnacht in Verbindung bringen würde, besonders aber, daß die fremden, jungen Leute, die sie sonst nur selten zu sehen bekamen, sie mit den Augen verschlingen würden. Darum gab sie sich mit gesenkten Lidern, den einen Arm über den Kopf gehoben, ganz dem Tanz hin. Erst beugte sie das Knie etwas, dann sprang sie auf und fing an, sich mit weichen, geschmeidigen Bewegungen im Takte zu wiegen. Die anderen, die nur darauf gewartet hatten, begannen nun um so lustiger und toller zu tanzen. Alle stellten sich im Reigen um sie herum und begannen, sich im Tanzen mit ihr zu messen. Das war für Sofka die passende Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Sie ließ die anderen weitertanzen. Engumschlungen tanzten sie den Brauttanz; ein Schritt wie der andere, eine Bewegung wie die andere. Bald wurde der Hof zu eng. Immer lauter und mächtiger wurde die Musik, immer dunkler und erregter die türkischen Tänzer.

Büchertisch

„Fröhliches Kinderturnen“ (Ein Purzelein turnt fröhlich in die Welt hinein). Ruth Neumann-Neurode — Tochter des bekannnten Majors Neumann-Neurode — brachte ein frischfröhliches Turnbüchlein heraus, an dem nicht nur unser kleines Völkchen, sondern auch Mütter und Erzieher ihre helle Freude haben werden. Keine trockenen Anleitungen, sondern fidele, einprägsame Verschen und Lieder mit entzückenden drolligen Bildern lassen das Turnen mit den Kindern zum fröhlichen Erleben werden. Die Uebungen sind durch die Verse und genau gegebenen Anleitungen leicht verständlich und so aneinandergereiht, daß der Körper des Kindes vom Kopf bis zu den Füßchen systematisch durchgearbeitet wird. Die Bilder von Christel Siegert zeigen dabei in kindlich ansprechendster Darstellung jede Turnübung in allen wichtigen Einzelheiten. So lernt das Kind seinen Körper richtig bewegen und ihn kräftigen. Es wird seinen Weg ins Leben gewandt und fröhlich machen, wie jede Mutter es sich von ihrem Purzelchen erträumt. — Der zweite Teil des Buches bringt eine Geburtstagsfeier mit verteilten Rollen, gymnastischen Uebungen und Liedern, zu denen auch die Noten gegeben werden. — Strahlende Kinderaugen werden der Lohn der Eltern und Erzieher sein, die die 2- bis etwa 10jährigen Kinder nach diesem Büchlein fröhlich in die Welt hineinturnen lassen, das im Verlag Otto Beyer, Leipzig, soeben erschienen ist.

Küchengeheimnisse von Wien bis Budapest — ein reichbebilderter Beyer-Band, der in die Geheimnisse der weltberühmten österreichischen Küche einführt. Mehr als 50 erprobte, teilweise alte Wiener Familienrezepte bereichern — besonders an Festtagen — den Tisch. Die köstlichsten Mehlspeisen, Nockerl, Schmarrn, Knödel, Dalkerl, Dunstkoch, und wie sie alle heißen, werden in Wort und Bild beschrieben, ebenso herrliche Gebäcke, vom altberühmten Guglhupf bis zum delikaten Apfelstrudel. Beliebte Fleischspezialitäten, an denen die österreichische und ungarische Küche reich ist, vervollständigen das Heft, das im Verlag Otto Beyer, Leipzig, erschienen ist.

Geselligkeit im eigenen Hause zu pflegen, ist überall auch mit geringen Kosten möglich. Ohne seine Gäste unzureichend zu bewirten, ist es nicht unbedingt erforderlich, nur Weine und Liköre vorzusetzen. Die Hausfrau selbst kann eine Menge verschiedener Getränke herstellen, die jedem Geschmack genügen. Wenige dieser Rezepte sind bekannt, und es ist von besonderem Wert, die verschiedenen Zubereitungsarten kennenzulernen. Beyer-Band 275 „Getränke selbst bereitet — mit und ohne Alkohol“ zeigt, wie man Limonaden, Selterwasser und Obstweine herstellt, wie Fruchtsaft eingekocht, wie gemixt wird, wie Pünsche und Bowlen gebraut werden. Außerdem erfrischende Eisgetränke und für Feinschmecker Liköre, Cocktails und Cobblers. Die Getränke, die vielfach zur praktischen Früchteverwertung Gelegenheit geben, enthalten größtenteils keinen oder nur wenig Alkohol. Ausgezeichnete Abbildungen ergänzen und schmücken das reichhaltige Heft.

Fröhliche Ecke

Mitleid

„So eine Motte führt doch ein jammervolles Leben!“

„Eine Motte?“

„Natürlich — den ganzen Sommer verbringt sie im Pelzmantel, und den Winter im Badeanzug!“

*

Rege Korrespondenz

„Ihr Untermieter bekommt ja furchtbar viele Post! Sind das alles Briefe von jungen Damen?“

„Nein, Frau Nachbarin . . . Herr Ludwig ist ein ordentlicher Mensch . . . das sind nur unbezahlte Rechnungen!“